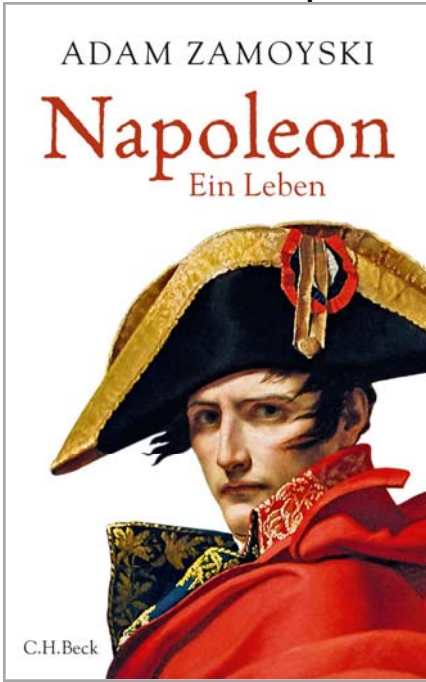


Unverkäufliche Leseprobe



Adam Zamoyski

Napoleon

Ein Leben

2018. S.863 mit 39 Abbildungen und 28 Karten
ISBN 978-3-406-72496-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/24058564>

Adam Zamoycki

NAPOLEON

Ein Leben

Aus dem Englischen
von Ruth Keen
und Erhard Stöling

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
Napoleon. The man behind the myth
© Adam Zamoyski 2018

Mit 40 Abbildungen und 31 Karten

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018
Gesetzt aus der Fairfield bei der Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Umschlagentwurf: Geviert, Grafik & Typografie, Christian Otto
Umschlagabbildung: Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen,
Gemälde von Jacques-Louis David, 1800 (Ausschnitt), © akg-images, Berlin
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
Werbemittel-Nummer 257592

www.chbeck.de

Was für ein Roman war mein Leben!

Über das Buch

«Was für ein Roman war mein Leben», hat Napoleon einmal gesagt. Der Sohn aus einer armen Familie wird mit 26 Jahren General, kaum zehn Jahre später ist er Herr über Europa. Monarchen zittern vor ihm, die Völker bejubeln ihn als Herold einer Zeitenwende. Doch der korsische Komet verglüht so rasch, wie er aufgestiegen ist. Nach den gefeierten Bestsellern «1812» und «1815» legt Adam Zamoyski nun sein Meisterwerk vor – die Biographie des berühmtesten Feldherrn und Herrschers in der Geschichte Europas.

Mit der souveränen Sachkenntnis einer lebenslangen Beschäftigung entführt uns der geborene historische Erzähler Zamoyski in eine Epoche, wie sie dramatischer nicht sein könnte. Er begreift Napoleon im Kontext der Aufklärung, schildert die Stationen dieses unglaublichen Lebens, illuminiert mit sicherer Hand Charaktere und Konstellationen. Aber zugleich versteht er es auf unnachahmliche Weise, den Leser zu unterhalten und die Geschichte mit Leben zu erfüllen. Sein «Napoleon» ist prallvoll mit Anekdoten und ein opulentes historisches Lesevergnügen voller Pointen und scharfsichtiger Beobachtungen.



Über den Autor

Adam Zamoyski lebt als freier Autor und Historiker in London. Seine Bücher «1812. Napoleons Feldzug in Russland» (1^o 2012) und «1815. Napoleons Sturz und der Wiener Kongress» (2014) waren international erfolgreich und wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Zuletzt erschien sein Buch «Phantome des Terrors. Die Angst vor der Revolution und die Unterdrückung der Freiheit 1789–1848».

Stimmen zu Adam Zamoyski

«Besser als in diesem grandiosen Epos über eine militärische und menschliche Katastrophe kann Geschichte nicht erzählt werden.»

Volker Ullrich, «Die Zeit»

«Seit langer Zeit hat sich keine so glänzende historische Darstellung mehr auf eine deutsche Bestsellerliste verirrt.»

Denis Scheck, «Der Tagesspiegel»

«Der Riesenvorgang zwischen dem Brand von Moskau und Waterloo hat seinen wirksamsten neuen Epiker in Adam Zamoyski gefunden.»

Gustav Seibt, Süddeutsche Zeitung

«Ich konnte nicht mehr schlafen, nachdem ich 1812 gelesen hatte. Eine der überwältigendsten Geschichten, die je erzählt wurden.»

Christopher Woodward

«So brillant geschrieben, dass es unmöglich ist, das Buch aus der Hand zu legen ... Ein Meistererzähler am Werk.»

Michael Burleigh

Mitreißend ... Zamoyskis Darstellung des Feldzugs von 1812 ist ein Musterbeispiel an Eleganz und Klarheit.»

T.J. Binyon

«Das beste historische Buch des Jahres.»

Claus-Jürgen Göpfert, Frankfurter Rundschau

«Phantome des Terrors» ist ebenso gelehrt wie unterhaltsam. Fast auf jeder Seite dieser Tour d'horizon durch das reaktionäre Europa erwarten den Leser faszinierende Einblicke.»

Orlando Figes

«Adam Zamoyski führt in seinem gründlich recherchierten, bewundernswert geschriebenen und leidenschaftlich argumentierenden Buch eine ganze Herde von Heiligen Kühen auf den Schlachthof der Geschichte.»

Andrew Roberts

«Ein hervorragendes, erhellendes Buch.»

Cord Aschenbrenner, Neue Zürcher Zeitung

«Großartig erzählt, mit einer Fülle sprechender Details und glänzenden Porträts.»

Stephan Speicher, Die Zeit

«Ein Buch, das zugleich wissenschaftlich fundiert ist und höchste erzählerische Ansprüche befriedigt.»

Michael Roesler-Graichen, Börsenblatt

«Zamoyski ist ein begnadeter Erzähler. Seine Gabe findet in dem bewegten Kongressalltag mit seinem Glanz, seinen neurotischen Erscheinungen und seinen lasterhaften Nebenschauplätzen einen dankbaren Stoff. Man liest das Buch mit Hochgenuss und fühlt sich zugleich bereichert.»

Günter Mächler, Deutschlandradio Kultur

«Ein Buch für alle, die wissen, dass Geschichte Gegenwart werden kann.»

Kurt Kister, Süddeutsche Zeitung

«Ein Volltreffer.»

Udo Kals, Aachener Nachrichten

Inhalt

Vorwort	000
1. Ein scheuer Messias	000
2. Inselträume	000
3. Der Kadett	000
4. Freiheit	000
5. Korsika	000
6. Frankreich oder Korsika	000
7. Der Jakobiner	000
8. Jugendlieben	000
9. General Vendémiare	000
10. Italien	000
11. Lodi	000
12. Sieg und Legende	000
13. Herr über Italien	000
14. Lockendes Morgenland	000
15. Ägypten	000
16. Pest	000
17. Der Retter	000
18. Nebel	000
19. Der Konsul	000
20. Konsolidierung	000
21. Marengo	000
22. Caesar	000
23. Frieden	000
24. Der Befreier Europas	000
25. Ihre konsularische Majestät	000
26. Auf dem Weg zum Imperium	000
27. Napoleon I.	000

28.	Austerlitz	000
29.	Kaiser des Westens	000
30.	Der Herr Europas	000
31.	Der Sonnenkaiser	000
32.	Kaiser des Ostens	000
33.	Der Preis der Macht	000
34.	Apotheose	000
35.	Zenit	000
36.	Blinde Macht	000
37.	Der Rubikon	000
38.	Nemesis	000
39.	Pyrrhussiege	000
40.	Letzte Chance	000
41.	Der verwundete Löwe	000
42.	Vereinsamung	000
43.	Der Verbannte	000
44.	Eine Dornenkrone	000

Anhang

Anmerkungen	000
Personenregister	000

Ein scheuer Messias

Zur Mittagsstunde des 10. Dezember 1797 ertönten in Paris die donnernenden Salven einer Kanonenbatterie, die den Beginn noch eines jener grandiosen öffentlichen Feste ankündigten, für die die Französische Revolution so bekannt war.

Trotz des trübkalten Wetters hatte sich rund um den Palais du Luxembourg, den Sitz des Frankreichs Exekutive lenkenden Direktorioms, eine Menschenmenge zusammengefunden, und der preußische Gesandte Daniel Alfons von Sandoz-Rollin bekundete, dass «der Jubel noch nie so enthusiastisch geklungen» habe. Die Menschen säumten die zum Palast führenden Straßen, denn jeder wollte einen Blick auf den Helden der Stunde erhaschen. Aber seine Zurückhaltung machte ihre Hoffnung zunichte. Gegen zehn Uhr morgens hatte er mit einem der Direktoren, der ihn mit einer Kutsche abholte, sein bescheidenes Haus in der Rue Chantereine verlassen. Während der Wagen, dem mehrere berittene Offiziere folgten, durch die Straßen rollte, lehnte er sich weit in seinem Sitz zurück und schien, wie es eine englische Zeugin beschrieb, «vor diesem Beifall zurückzuschrecken, der damals noch freiwillig erfolgte und ehrlich gemeint war».¹

Der Beifall kam tatsächlich von ganzem Herzen. Acht Jahre Revolution und politischen Streits, die sich in ständigen Machtwechseln nach rechts oder links äußerten, hatten das französische Volk zermürbt. Es war des Krieges überdrüssig, der seit mehr als fünf Jahren anhielt, und den zu beenden das Direktorium anscheinend unfähig war. Der Mann, dem sie zujubelten, ein siebenundzwanzigjähriger General namens Bonaparte, hatte in Italien eine Reihe von Siegen gegen Frankreichs Hauptfeind Österreich errungen und den Kaiser an den Verhandlungstisch gezwungen. In die Erleichterung angesichts der Aussicht auf Frie-

den und politische Stabilität, die man sich davon versprach, mischte sich auch ein Gefühl der Erlösung.

Die Revolution, die 1789 ihren Anfang nahm, hatte grenzenlose Hoffnungen auf eine neue Ära der Menschheitsgeschichte freigesetzt. Sie waren durch immer neue politische Führer in einem sich ständig fortsetzenden Machtkampf aufgepeitscht und missbraucht worden, und die Menschen sehnten sich nach jemandem, der alldem ein Ende setzen würde. Sie hatten die Bulletins gelesen, die von den Taten dieses Generals berichteten, aber auch seine Proklamationen an das Volk Italiens, die sich von den Verlautbarungen der in Frankreich Regierenden deutlich unterschieden. Viele glaubten nun, oder hofften zumindest, dass der lang Herbeigesehnte gekommen sei. Das Hochgefühl, das die Revolution geweckt hatte, war in Form von bombastischen Festveranstaltungen wach gehalten worden, und dieses war, einem Zeugen zufolge, so «*magnifique*» wie alle anderen.²

Der große Hof des Palais du Luxembourg war für den Anlass hergerichtet worden. Gegenüber dem Eingang hatte man ein Podium errichtet, auf dem der unverzichtbare «Altar des Vaterlands» stand; dieser wurde von drei Statuen überragt, die für die Freiheit, die Gleichheit und den Frieden standen und ihrerseits von Reihen feindlicher Standarten umkränzt wurden, die während des jüngsten Feldzugs erbeutet worden waren. In ihrem Schatten hatte man Sessel für die fünf Mitglieder des Direktoriums aufgestellt, sowie einen für den Generalsekretär des Direktoriums, und darunter die der Minister. Unterhalb davon befanden sich die Plätze für das diplomatische Corps, und über beide Seiten erstreckte sich ein großes Amphitheater für die Mitglieder der beiden Kammern der Gesetzgebenden Versammlung sowie für den 1200 Personen umfassenden Chor des Konservatoriums. Der Hof war mit Trikoloren geschmückt und von einer Leinwand überspannt, die ihn in ein monumentales Zelt verwandelte.³

Als die letzten Töne des Böllers verhallt waren, tauchten, aus einem Raum in den Tiefen des Palais kommend, die Direktoren in ihrem *grand costume* auf. Diese von dem Maler Jacques-Louis David entworfene Tracht bestand aus einer üppig mit Goldfäden bestickten und von einer goldbefranzten weißen Schärpe umgürteten blauen Sammtunika, weißen Kniehosen und Strümpfen, und Schuhen mit blauen Schleifen. Ihr sollte ein bauschiger roter Umhang mit weißem Spitzenkragen, ein «rö-

misches» Schwert an einem reich bestickten Bandelier und ein schwarzer, mit einer blau-weiß-roten Trikolore aus drei Straußenfedern geschmückter Filzhut einen klassischen Anstrich verleihen.

Die Direktoren nahmen ihre Plätze am Ende eines Zuges ein, der von den Polizeidirektoren angeführt wurde, gefolgt von den Magistraten, Beamten, den Vertretern der Justiz, Lehrern, den Mitgliedern des Instituts für Künste und Wissenschaften, Offizieren, Beamten, den diplomatischen Repräsentanten ausländischer Mächte und den Ministern des Direktoriums. Dem Ganzen voran schritt eine Musikkapelle und spielte «die in der französischen Republik beliebten Weisen».⁴

Der Zug schlängelte sich durch die Korridore des Palasts hinaus auf den Hof, und die verschiedenen Körperschaften verfügten sich an die ihnen zugewiesenen Orte. Die Mitglieder der legislativen Kammern hatten bereits Platz genommen. Sie waren ähnlich kostümiert wie die Direktoren, wobei sich in ihrem Fall der «römische» Stil schlecht mit ihren viereckigen Mützen vertrug, eine Huldigung Davids an die Helden der polnischen Revolution von 1794.

Nachdem sie sich gesetzt hatten, schickten die Direktoren einen Beamten, der die Hauptpersonen der Festveranstaltung hereingeleiten sollte. An die Stelle der Lieblingsmelodien der französischen Republik war eine vom Orchester des Konservatoriums gespielte Symphonie getreten, die aber unsanft durch Rufe wie «*Vive Bonaparte!*», «*Vive la Nation!*», «*Vive le libérateur de l'Italie!*» und «*Vive le pacificateur du continent!*» unterbrochen wurde, als eine Gruppe Männer den Hof betrat.

Als erste kamen der Kriegsminister und der Minister für Auswärtige Angelegenheiten in ihrer festlichen schwarzen Gewandung. Ihnen folgte eine winzige, magere Gestalt in Uniform, deren strähniges Haar nach Art der bereits aus der Mode gekommenen «Hundeohren» (*oreilles de chien*) auf beiden Seiten des Gesichts ungepflegt herabhing. Seine linkischen Bewegungen «entzückten jedes Herz», wie eine Beobachterin schrieb. Er wurde von drei Adjutanten begleitet, die «alle größer waren als er, aber von dem Respekt, dem sie ihm bezeugten, fast geduckt schienen». Eine fromme Stille setzte ein, als die Gruppe den Hof betrat. Alles erhob sich und zog den Hut. Dann brach der Jubel erneut aus. «Die anwesende Elite Frankreichs applaudierte dem siegreichen General, denn er zog die Hoffnungen aller auf sich: die Republikaner, die Royalisten, alle hielten seine starken Arme für ihre Rettung jetzt

und in Zukunft.» Die überwältigenden militärischen Siege und seine diplomatische Großtat bildeten zu seiner kleinen Statur, dem zerzausten Äußeren und seinem bescheidenen Auftreten einen so auffälligen Kontrast, dass sich die Vorstellung aufdrängte, er werde von einer höheren Macht inspiriert und gelenkt. Der Philosoph Wilhelm von Humboldt war von seinem Anblick derart beeindruckt, dass er meinte, das Ideal modernen Menschentums vor sich zu haben.⁵

Als die Gruppe den Fuß des Vaterlandsaltars erreichte, stimmten Orchester und Chor eine «Hymne an die Freiheit» an, die François-Joseph Gossec in Anlehnung an den eucharistischen Choral «*O Salutaris Hostia*» komponiert hatte, und die Menge sang bei der gefühlvollen Ausführung dessen mit, was der offizielle Bericht als dieses «religiöse Couplet» beschrieb. Die Direktoren und versammelten Würdenträger setzten sich auf ihre Plätze, mit Ausnahme des Generals. «Ich sah, wie er es ablehnte, sich auf den für ihn vorgesehenen Ehrenstuhl zu setzen, und wie er anscheinend vor dem allseitig ausbrechenden Applaus die Flucht ergreifen wollte», erinnerte sich eine englische Dame, die angesichts der «Bescheidenheit seines Auftretens» voller Bewunderung war. Er hatte sogar darum gebeten, die Zeremonie abzusagen, als er erfuhr, was ihm bevorstand. Aber es gab kein Entrinnen.⁶

Der Minister für Auswärtige Beziehungen, Charles-Maurice de Talleyrand, kam in seinem orthopädischen Schuh herangehumpelt, wobei sein Zeremonialschwert und seine Hutfedern seltsam asynchrone Bewegungen vollführten. Der Präsident des Direktoriums hatte ihn und nicht den Kriegsminister mit der Aufgabe betraut, den widerstrebenden Helden zu präsentieren. «Nicht den General, sondern den Friedensstifter und vor allem den Bürger müssen Sie hervorheben und hier preisen», hatte er an Talleyrand geschrieben, «da meinen Kollegen vor militärischem Ruhm graust, und das nicht ohne Grund.» Dies entsprach der Wahrheit.⁷

»Keine Regierung wurde je so allgemein verachtet«, hatte ein Informant nur wenige Wochen zuvor seinen Wiener Auftraggebern gemeldet und ihnen versichert: «Der erste General, der den Mut hat, die Fahne der Rebellion zu hissen, hätte die halbe Nation hinter sich.» Auf beiden Seiten des politischen Spektrums erwarteten viele in Paris von General Bonaparte genau einen solchen Schritt, und «jeder schien jeden misstrauisch zu beäugen», wie ein Beobachter es ausdrückte. Einem ande-

ren zufolge gab es unter den Anwesenden nicht wenige, die ihn mit Wonne erwürgt hätten.⁸

Dem siebenundvierzigjährigen Ex-Aristokraten und ehemaligen Bischof Talleyrand war all dies bekannt. Er war es gewohnt, seine Gefühle hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen, aber seine Stupsnase und die schmalen Lippen, die sich links nach oben kräuselten und auf eine ironische Amüsiertheit zu deuten schienen, passten gut zu der Rede, zu der er jetzt ansetzte.

»Bürger Direktoren«, begann er, «ich habe die Ehre, dem Exekutivdirektorium den Bürger Bonaparte vorzustellen, der heute die Ratifizierung des Friedensvertrags überbringt, der mit dem Kaiser geschlossen wurde.» Während er alle Anwesenden daran erinnerte, dass der Frieden lediglich die Krönung «zahlloser Wunder» auf dem Schlachtfeld war, versicherte er dem sich krümmenden General, er werde sich nicht bei seinen militärischen Errungenschaften aufhalten, sondern diese Aufgabe der Nachwelt überlassen, im sicheren Wissen, dass der Held selber sie nicht als seine eigenen, sondern als die Frankreichs und der Revolution betrachte. «Folglich haben alle Franzosen durch Bonaparte gesiegt; folglich gehört sein Ruhm allen; folglich gibt es keinen Republikaner, der nicht einen Teil davon beanspruchen darf.» Die außergewöhnlichen Talente des Generals, die Talleyrand kurz aufzählte, waren ihm, wie er zugab, angeboren, sie seien aber auch in hohem Maße Frucht seiner «unstillbaren Liebe zum Vaterland und zur Menschheit.» Aber es sei seine Bescheidenheit, die Tatsache, dass er sich gleichsam «für seinen eigenen Ruhm entschuldige», sein außergewöhnlicher, der Helden des klassischen Altertums würdiger Hang zur Einfachheit, seine Liebe zu den abstrakten Wissenschaften, seine literarische Zuneigung für «diesen sublimes *Ossian*» und «seine tiefe Verachtung für Protz, Luxus, Großtuerie, jene armseligen Ambitionen niedriger Seelen», die so verblüffend, ja sogar erschreckend seien: «Oh! Weit davon entfernt, das zu fürchten, was einige seinen Ehrgeiz nennen würden, meine ich, dass wir ihn eines Tages anflehen werden, die Annehmlichkeiten seiner gelehrten Klausur aufzugeben.» Die unzähligen politischen Tugenden des Generals stellten für ihn fast schon eine Bürde dar. «Ganz Frankreich wird frei sein: obgleich er selber es möglicherweise nie sein wird, dies ist sein Schicksal.»⁹

Als der Minister geendet hatte, überreichte das Opfer des Schicksals

den Direktoren den ratifizierten Friedensvertrag und richtete dann das Wort an die Versammlung, «mit einer etwas gespielten Nonchalance, als wolle er andeuten, dass er das Regime wenig mochte, dem zu dienen er berufen war», so eine anwesende Person. Eine andere berichtete, er habe «gesprochen wie ein Mann, der weiß, was er wert ist.»¹⁰

In wenigen knappen Sätzen, die er in einem entsetzlich fremdländischen Akzent vortrug, schrieb er seine Siege der französischen Nation zu; sie habe mit der Revolution achtzehn Jahrhunderte der religiösen Engstirnigkeit und Tyrannei beseitigt, eine repräsentative Regierung eingeführt und die beiden anderen großen Nationen Europas, die Deutschen und Italiener, aufgerüttelt und es ihnen ermöglicht, den «Geist der Freiheit» zu empfangen. Wie er etwas unverblümt schloss, werde ganz Europa wahrhaftig frei sein und im Frieden leben, «wenn sich das Glück des französischen Volkes auf das Fundament der besten Grundgesetze stützen wird».¹¹

Die Antwort des Direktoriums auf diese zweideutige Aussage erteilte dessen Präsident, der zweiundvierzigjährige Provenzale Paul François Barras aus einfachem Adel, gut gebaut und mit dem forschen Auftreten eines Fechtmeisters, wie ein Zeitgenosse ihn beschrieb. Er begann seine Rede mit der üblichen blumigen Verherrlichung der «erhabenen Revolution der französischen Nation», bevor er zum aufgeblasenen Lob des «Friedensstifters des Kontinents» überging, den er mit Sokrates verglich und als Befreier des Volks von Italien pries. General Bonaparte habe mit Cäsar gewetteifert, aber im Gegensatz zu anderen siegreichen Generälen sei er ein Mann des Friedens: «Als Euch das erste Wort eines Friedensangebots erreichte, habt Ihr Euren triumphalen Vormarsch eingestellt, habt Ihr das Schwert niedergelegt, mit dem das Vaterland Euch bewaffnete, und es vorgezogen, den Frieden anzunehmen!» Bonaparte sei der lebende Beweis dafür, «dass man das Streben nach Siegen beenden kann, ohne wahre Größe preiszugeben».¹²

Die Ansprache mänderte in eine Tirade gegen diese «niederträchtigen Karthager» (die Briten), die das letzte Hindernis für einen allgemeinen Frieden darstellten, den das neue Rom (Frankreich) dem Kontinent übereignen wollte. Er schloss, indem er den General, «den Befreier, den eine empörte Menschheit mit klagendem Appell aufruft», bat, eine Armee über den Ärmelkanal zu führen, dessen Wasser stolz sein würden, ihn und seine Soldaten zu befördern. «Sobald die Trikolore auf seinen

blutgetränkten Küsten entrollt ist, wird ein einstimmiger Dankeschrei Eure Anwesenheit begrüßen; und indem sie die Morgendämmerung des nahenden Glückes erfasst, wird jene großmütige Nation Euch als Befreier bejubeln, die Ihr gekommen seid, nicht um sie zu bekämpfen oder zu versklaven, sondern um ihrem Leiden ein Ende zu machen.»¹³

Barras trat daraufhin mit ausgebreiteten Armen vor und umarmte den General im Namen der französischen Nation mit einem «brüderlichen Ritterschlag». Die anderen Direktoren taten es ihm gleich, gefolgt von den Ministern und weiteren Würdenträgern, wonach es dem General erlaubt war, vom Vaterlandsaltar herabzutreten und seinen Platz einzunehmen. Der Chor stimmte eine Friedenshymne an, die der Revolutionsbarde Marie-Joseph Chénier für diesen Anlass verfasst und Étienne Méhul vertont hatte.

Der Kriegsminister, General Barthélemy Schérer, ein fünfzigjähriger Veteran mehrerer Feldzüge, stellte dem Direktorium anschließend zwei der Adjutanten Bonapartes vor, die eine riesige weiße Standarte trugen, auf der die Siege der Italienarmee mit Goldfäden eingestickt waren. Zu diesen gehörten: die Gefangennahme von 150 000 Feinden, die Eroberung von 170 Fahnen und mehr als tausend Feldgeschützen sowie neun Kriegsschiffen, zwölf Fregatten und achtzehn Galeeren; der Abschluss einer Reihe von Waffenstillständen und Verträgen mit verschiedenen italienischen Staaten, die Befreiung der Bevölkerung fast ganz Norditaliens und der Erwerb von Meisterwerken Michelangelos, Guercinos, Tizians, Veroneses, Correggios, Carraccis, Raffaels, Leonardos und anderer Kunstschätze für Frankreich. Schérer lobte die Soldaten der Italienarmee und insbesondere ihren Befehlshaber, der «die Kühnheit eines Achilles mit der Weisheit eines Nestors in sich vereint».¹⁴

Die Kanonen donnerten, als Barras aus den Händen der beiden Krieger die Standarte entgegennahm, und in einer weiteren endlosen Ansprache kehrte er zu seinem antibritischen Thema zurück. «Möge der St. James-Palast zu Staub zerfallen! Das Vaterland wünscht es, die Menschheit verlangt es, die Rache befiehlt es.» Nachdem die beiden Krieger den «brüderlichen Ritterschlag» seitens der Direktoren und Minister erhalten hatten, schloss die Zeremonie mit der Darbietung der mitreißenden revolutionären Kriegshymne *Le Chant du départ*, nach deren Ende die Direktoren das Geschehen in derselben Weise verließen, wie sie gekommen waren, und Bonaparte umjubelt von der drau-

ßen versammelten Menge fort eilte, überaus erleichtert, dass alles vorbei war.¹⁵

Bei aller vermeintlichen Nonchalance war er von Anfang bis Ende auf der Hut gewesen. Das Direktorium war über den kommenden Frieden keineswegs erfreut. Der Krieg hatte sich selbst finanziert und die Staatskasse gefüllt, die Siege zudem die Kritik von den Mißständen im Inneren abgelenkt. Wichtiger noch, der Krieg sorgte dafür, dass die Armee beschäftigt blieb und ehrgeizige Generäle von Paris ferngehalten wurden. Bonaparte hatte diesen Frieden unter völliger Missachtung der ihm gegebenen Anweisungen geschlossen, und es war kein Geheimnis, dass die Direktoren wütend wurden, als man ihnen den Vertragsentwurf vorlegte. Ein paar Tage später ernannten sie Bonaparte zum Kommandeur der Englandarmee, nicht, weil sie an die Möglichkeit einer erfolgreichen Invasion glaubten, sondern weil sie ihn weitab von Paris und in ein Unternehmen eingebunden sehen wollten, das seinem Ruf mit Sicherheit schaden würde. Ihr Sinnen und Trachten war jetzt vor allem, ihn aus Paris fortzuschaffen, wo er zwangsläufig die Aufmerksamkeit ihrer Gegner auf sich ziehen würde.¹⁶

Das Ereignis dieses Tages war ein politisch brisantes Schauspiel gewesen, bei dem «alle diese Szene aus einem Rührstück ausagierten, so gut sie konnten», wie Bonapartes Sekretär konstatierte. Aber es war auch ein gefährliches; ein gutinformierter Beobachter nannte es «einen jener Anlässe, bei denen ein unüberlegtes Wort, eine unangemessene Geste über die Zukunft eines großen Mannes entscheiden kann.» Wie Sandoz-Rollin betonte, hätte Paris leicht des Generals «Grab» werden können.¹⁷

Dem General war dies nur zu bewusst. Nach der Zeremonie gab es Illuminationen, die der «Majestät des Volkes würdig» waren, danach zu seinen Ehren ein Bankett, das der Minister des Inneren ausgerichtet hatte und bei dem nicht weniger als zwölf Trinksprüche ausgebracht wurden, auf die hin jedesmal drei Salutschüsse abgefeuert wurden und der Chor des Konservatoriums ein Lied schmetterte. Von seinen Adjutanten aufmerksam bewacht, rührte er keinen Bissen der Speisen an, noch trank er einen einzigen Schluck, da er fürchtete, vergiftet zu werden.¹⁸

Es waren nicht nur die Direktoren, die ihm übelwollten. Die Royalisten, die sich nach einer Wiederkehr der Bourbonenherrschaft sehn-

ten, hassten ihn als skrupellosen Verteidiger der Republik. Die Ultra-revolutionäre, die aus der Macht gedrängten Jakobiner, fürchteten, er könne Pläne zur Wiederherstellung der Monarchie schmieden. Sie prangerten den von ihm unterzeichneten Vertrag als «abscheulichen Verrat» an den Werten der Republik an und nannten ihn einen «kleinen Cäsar», der sich anschickte, zu putschen und die Macht an sich zu reißen.¹⁹

Tatsächlich beschäftigten derartige Gedanken den General durchaus. Er behielt sie jedoch für sich, während er seine Möglichkeiten prüfte und sich zugleich perfekt in der Rolle eines modernen Cincinnatus inszenierte. Das Angebot des Direktoriums, eine Ehrengarde vor seiner Tür zu postieren, lehnte er ab; er mied öffentliche Veranstaltungen und hielt sich bedeckt, indem er beispielsweise das Haus in Zivil verließ. «Sein Verhalten widerlegt nach wie vor all die überzogenen Spekulationen und die tückische Verherrlichung durch gewisse Leute», berichtete anerkennend der *Journal des Hommes Libres*. Der preußische Diplomat versicherte seinen Vorgesetzten in Berlin, es gebe nichts, was den Verdacht nahelegte, dass Bonaparte die Macht übernehmen wolle. «Die Gesundheit dieses Generals schwächelt, seine Brust ist in sehr schlechtem Zustand», schrieb er, «seine Neigung zur Literatur und zur Philosophie und sein Ruhebedürfnis ebenso wie jenes, die Neider verstummen zu lassen, werden ihn dazu bringen, ein friedliches Leben unter Freunden zu führen ...»²⁰

Nur einer ließ sich nicht foppen. Bei all seinem Zynismus war Talleyrand beeindruckt, und er witterte die Macht. «Was für ein Mensch ist dieser Bonaparte», hatte er einige Wochen zuvor einem Freund in einem Brief geschrieben. «Er hat sein achtundzwanzigstes Jahr noch nicht vollendet: und er ist mit allem Ruhm bekrönt. Dem des Krieges und dem des Friedens, dem der Bescheidenheit, dem der Großzügigkeit. Er hat alles.»²¹

Italien

Als er am 26. März 1796 das Hauptquartier der Italienarmee in Nizza erreichte, stand der sechszwanzigjährige Bonaparte vor einer der größten Herausforderungen seines Lebens. Noch nie hatte er ein unabhängiges Kommando geführt, nicht einmal über einen Zug, und doch war er jetzt Oberbefehlshaber einer ganzen Armee, in der ältere und erfahrenere Männer mit einwandfreiem Ruf dienten. So einer war André Masséna, der ihm elf Jahre voraus hatte, ein fülliger, hochgewachsener Mann mit weit ausholenden Gesten und einem ironisch-maliziösen Lächeln, Sohn eines kleinen Lebensmittelhändlers aus Nizza, der früh verwaist erst zur See gefahren und dann in die Königliche Armee gegangen war. Dort war er so weit aufgestiegen, wie es jemandem einfacher Herkunft möglich war, bevor er sich, nach einem Zwischenspiel als Schmuggler, in den Generalsrang der republikanischen Armee hochgekämpft hatte. Er war eine Urgewalt, ungebildet, ostentativ tapfer, entschlossen und erfolgreich im Kampf und mit taktischer Begabung ausgestattet – wie auch mit der Beutegier eines Piraten. Ein weiterer war Charles-Pierre Augereau, zwölf Jahre älter als Bonaparte, Sohn eines Dienstmädchens und eines Pariser Obstverkäufers, der eine lange Laufbahn als Söldner in der neapolitanischen und der preußischen Armee hinter sich hatte, bevor er in jener der Republik wegen seiner auffälligen Tapferkeit aufstieg. Auch er gab einen hochgewachsenen Krieger ab, mit seiner großen Nase, dem rüpelhaften Auftreten eines Raufbolds und der rebellischen Haltung eines proletarischen Revolutionärs. Unflätig und gewaltbereit, ein Kind der Gosse, war er beliebt bei seinen Leuten. Das einzige, was der dritte Armeekorps-Kommandeur mit den anderen beiden gemein hatte, war seine wuchtige Gestalt. Jean-Mathieu Sérurier war ein gebildeter, dreiundfünfzigjähriger Kleinadliger und Veteran der Königlichen Armee, der im Sieben-

jährigen Krieg mitgekämpft hatte, ein gewissenhafter, zuverlässiger, tapferer und tüchtiger General.

Anders als in regulären Armeen, in denen sich der Wert eines Mannes nach seinem Rang bemisst, hatten Offiziere und Soldaten in den Armeen der Republik gelernt, nur denen zu vertrauen und mit Achtung zu begegnen, deren Ruf sich bei den Leuten gebildet und herumgesprochen hatte, die unter ihnen dienten. Masséna war Bonaparte bei der Belagerung von Toulon begegnet, aber von dessen Beitrag zum Fall der Stadt wusste er nichts, und der neue Kommandant war für ihn und die anderen Offiziere der Italienarmee ein unbeschriebenes Blatt. Dagegen war ihnen bekannt, dass er sich an den Ereignissen des Vendémiaire beteiligt hatte und er seine Ernennung politischer Protektion verdankte, dass er ein «Pariser General» und substanzloser «Intrigant» war, wie es ein anderer beschrieb, der ihn in Toulon gesehen hatte, Bataillonskommandeur Louis-Gabriel Suchet. Sie hatten sich aufs Schlimmste gefasst gemacht, aber als sie den Mann zu sehen bekamen, verzweifelten sie schier. Für sie war ausgeschlossen, dass so ein winziger Kerl, eine so jämmerliche Erscheinung mit seiner unbeholfenen Art und krächzenden Stimme, einen erfolgreichen Militärführer abgeben könnte.¹

Bonaparte bediente sich von Anfang an eines Tons, der keinen Widerspruch duldete. «Ich habe das Kommando über die Italienarmee übernommen», schrieb er keine 48 Stunden nach seiner Ankunft an Masséna. «Mit meiner Ernennung hofft das Direktorium, dass ich mich als nützlich erweisen werde, diese Armee in die glänzende Zukunft zu führen, die sie erwartet. Europa blickt mit Ehrfurcht auf sie, und Frankreich erwartet von ihr alle Triumphe, die ein Feldzug mit sich bringen kann.» Gleichzeitig schmeichelte er den Kommandeuren, Offizieren und Soldaten und machte ihnen Hoffnung auf Einsätze, Ruhm und Belohnungen, derweil Junot und Marmont allen ihre Bewunderung und Liebe zu dem neuen Oberbefehlshaber kundtaten. Mit einer guten Portion Wunschenken versicherte er Joséphine vier Tage nach seiner Ankunft, «meine Soldaten bringen mir ein Vertrauen entgegen, das sich unmöglich beschreiben lässt».²

Die Truppen waren in schlechter Verfassung. Um sich eine Vorstellung von ihren Lebensbedingungen zu machen, muss man zunächst all die Gemälde von den fesch uniformierten Offizieren an der Spitze von Soldatenreihen aus seiner Vorstellung verbannen, mit ihren makellos



Bonaparte –
zwei Skizzen von
Jacques-Louis David.



General Bonaparte wä-
hrend des Italienfeldzugs
1796, nach dem lebenden
Modell gezeichnet von
Giuseppe Longhi.

weißen Kragenspiegeln und strahlend roten Epauletten auf den perfekt zugeschnittenen blauen Röcken und blau-weiß-roten Federn an ihren Kappen. Kaum einer der Männer besaß Stiefel, und viele hatten keine Hosen, manche keine Uniformjacken. Sie flochten sich Schuhe aus Stroh, und in Ermangelung von Mützen trugen sie zusammengeknottete Taschentücher auf dem Kopf. Die meisten glichen eher Vogelscheuchen als Soldaten.³

Sie waren schlecht ausgerüstet, und wenn sie im Einsatz waren, erwartete man von ihnen, dass sie sich für die Nacht selber ein Obdach suchten, denn Zelte gab es nicht. Krankheiten und Infektionen reduzierten die Zahl der kampffähigen Truppen dramatisch. Die Firmen, die laut Vertrag für ihre Versorgung zuständig waren, steckten das Geld, das sie von der Regierung bekamen, in die eigene Tasche. Selbst um Nizza herum wurden die Truppen ungenügend gepflegt; Fleisch gab es nur jeden vierten Tag, Bohnen jeden dritten und ansonsten Reis, gewürzt mit Schmalz. Im Herbst hatten sie ihre tägliche Ration mit aufgegebenen Maronen anreichern können, aber der Winter beraubte sie dieser Nahrungsquelle. Sie konnten sich keine Lebensmittel kaufen, da ihr Sold nur unregelmäßig ausgezahlt wurde, und wenn, dann in Form von wertlosen Assignaten. Einige der höheren Offiziere, die Bargeldzuwendungen von der örtlichen Verwaltung erhielten, gaben sie nicht weiter. Seit Monaten hatten die Männer tatenlos am selben Ort festgesessen, und die Stimmung war schlecht. Desertieren war an der Tagesordnung, und häufig kam es zu Insubordinationen. Die Unzufriedenheit hatte bei den älteren Männern wieder regierungsfeindliche und sogar royalistische Gefühle aufflammen lassen, und nicht selten erklang der Ruf «*Vive le Roi*». Eine Halbbrigade meuterte kurz vor Bonapartes Ankunft, eine andere wenig später.⁴

Bonaparte wusste, dass äußerst strenge Maßnahmen notwendig waren, und mit Rückendeckung Salicetis, dem Beauftragten des Direktoriums, war er in der Lage, sie zu ergreifen. Um ein Exempel zu statuieren, stellte er mehrere Offiziere vor ein Kriegsgericht. Er schickte Chauvet nach Genua, der dort ein Darlehen aufnehmen und Vorräte einkaufen sollte, er forderte von den örtlichen Behörden schriftlich Lebensmittel und Futter und drohte ihnen, die Männer zum Plündern und Vergewaltigen von der Leine zu lassen, wenn sie nicht geliefert würden. Mal drohend, mal schmeichelnd brachte er die Vertragsfirmen dazu,

Viktualien herauszurücken, und die Verwaltung, ihren ausstehenden Zahlungsverpflichtungen teilweise nachzukommen. Er gab Anweisung, dass die Männer jeden Tag frisches oder gepökelttes Fleisch zu essen bekommen sollten.⁵

Er hatte einen erfahrenen Mann zu seinem Stabschef gemacht, der sowohl ranghöher als auch älter war als er selbst und den er erst vor kurzem kennengelernt hatte. Der zweiundvierzigjährige Alexandre Berthier war als Militäringenieur und Kartograph ausgebildet worden, bevor er im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg als Hauptmann seine Feuertaufe empfing. Mit seiner ruhigen Zuverlässigkeit, einem außergewöhnlichen Gedächtnis, dem unvergleichlichen Auge für Details, seiner präzisen Ausdrucksweise und leserlichen Handschrift war Berthier für die Aufgabe wie geschaffen. Er konnte einen hastig ausgestoßenen Befehl im Handumdrehen begreifen und ihn verständlich umformulieren, und seine Leute sorgten dafür, dass er mit einer Professionalität, die man in der republikanischen Armee bis dahin nicht gekannt hatte, an die richtigen Adressaten weitergeleitet wurde. Bonaparte kontrollierte und inspizierte, machte die Mängel ausfindig und setzte Berthier davon in Kenntnis, wobei er sofortiges Handeln verlangte. Er war so zufrieden mit sich, dass er Carnot innerhalb zweier Tage nach seiner Ankunft berichten konnte: «Ich wurde von der Armee sehr gut aufgenommen, was von einem Vertrauen in mich spricht, für das ich zutiefst dankbar bin.» Ob das Vertrauen, das die Armee in ihn setzte, wirklich so groß war, darf bezweifelt werden.⁶

François Vigo-Roussillon, ein Sergeant in der 32. Halbbrigade unter Masséna, war erstaunt, als ihm sein Nachbar ins Ohr flüsterte, dass die winzige Gestalt, die gerade zu ihren Reihen herangeritten war, der neue Oberkommandierende sei. «Seine Erscheinung, seine Kleidung, seine Haltung sprachen uns nicht an», entsann er sich, «... klein, schwächig, sehr blass, mit großen schwarzen Augen, hohlen Wangen und langem Haar, das von der Stirn auf beiden Seiten bis auf die Schultern reichte, zwei Hundeohren, wie man es damals nannte. Er trug einen blauen Uniformrock und darüber einen nussbraunen Mantel. Er saß auf einem großen knochigen Braunen mit kupiertem Schweif.» Ihm folgte ein einziger Diener «auf einem ziemlich traurig aussehenden Maultier», das vom Train ausgeliehen war. Der neue General stellte sich den versammelten Truppen mit einer Rede vor, in der er Ruhm und die Möglich-

keit, reiche Beute zu machen, in Aussicht stellte, wenn es ihnen gelänge, den Feind zu besiegen und nach Italien durchzubrechen. Seine Ansprache zeigte wenig Wirkung, und ein Offizier erinnert sich, dass die Männer sich hinterher über seine Frisur lustig machten und seinen Akzent nachahmten.⁷

Die Truppen bildeten ein Gemisch aus ehemaligen königlichen Soldaten, Freiwilligen und Wehrpflichtigen. Die meisten jüngeren Männer stammten aus den ärmeren Bergregionen Südfrankreichs. Sie waren abgehärtet und Gewaltmärsche gewöhnt. Das Offizierskorps rekrutierte sich überwiegend aus dem einfachen Volk (der Anteil der Adligen war zwischen 1789 und 1793 von 80 auf fünf Prozent zurückgegangen), was ein gewisses Gemeinsamkeitsgefühl zwischen Offizieren und Mannschaften schuf und wozu die allgemeine Mittellosigkeit zusätzlich beitrug; weder die Offiziere, ja nicht einmal die meisten Generäle konnten sich ein Pferd leisten (die Geschütze wurden von Mauleseln gezogen). Die größte Disziplin zeigten jene Einheiten, die gerade aus Spanien hierher verlegt worden waren, wo sie einen siegreichen Feldzug geführt hatten.⁸

Alle Infanteriedivisionen umfassten jeweils zwischen drei und fünf Habbrigaden, die zur damaligen Zeit die elementaren Kampfeinheiten waren. Die schweren Halbbrigaden sollten aus 3000 Mann bestehen und die leichten aus 1500. Masséna befehligte zwei Divisionen, Augereau und Sérurier jeweils eine. Die weniger als 5000 Soldaten zählende Kavallerie war von schlechter Qualität und besaß nicht genügend Pferde; sie wurde von General Heinrich von Stengel geführt, einem zweiundfünfzigjährigen Deutschen, der seit seinem siebzehnten Lebensjahr in der französischen Armee diente. Die Gesamtstärke der französischen Italienarmee betrug auf dem Papier 60 000 Mann, aber die meisten Historiker sind sich einig, dass deren Zahl in Wirklichkeit 47 000 nicht überstieg. Manche beziffern sie sogar auf nur 35 000.⁹

Ihnen standen auf den Alpenpässen 18 000 Mann der sardischen Armee gegenüber, gut gedrillte, robuste savoyische Bergbewohner unter dem Kommando des österreichischen Feldmarschalls Baron Colli. Neben ihnen standen 35 000 Österreicher unter dem aus Brabant gebürtigen einundsiebzigjährigen Feldmarschall de Beaulieu. Seine Truppen waren diszipliniert, gut ausgebildet, zuverlässig und motiviert, aber sie waren an offene Feldschlachten und methodische Manöver gewöhnt,

was für sie in den engen Tälern und dem unebenen Terrain voller Geröll, auf dem sie kämpfen würden, ein Nachteil werden sollte.

Bonapartes Befehle lauteten, ein Ablenkungsmanöver zu inszenieren, das die maximale Zahl der in Italien operierenden österreichischen Truppen binden würde, während die beiden stärkeren, am Rhein bereitstehenden französischen Armeen die österreichische Hauptmacht in Deutschland schlagen und auf Wien marschieren sollten. Aber Bonaparte dachte nicht wie ein Soldat, der sich damit zufriedengibt, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. Er glaubte, dass die Habsburger eine Bedrohung für Frankreich darstellten, solange sie in Italien die Oberhand behielten, und dass die jahrhundertealte Rivalität zwischen den beiden Staaten um die Hegemonie auf der Halbinsel zu ihrem endgültigen Ende gebracht werden müsse. Er hatte die verschiedenen französisch-österreichischen Kriege um Italien studiert, ganz zuletzt den Feldzug von Marschall Maillebois von 1745/46. Er hatte in den letzten zwei Jahren über Karten des Gebiets gebrütet, sich mit den Besonderheiten des Landes vertraut gemacht, sich eingepägt, welche Pässe für die Artillerie begehbar waren, wo Flüsse durchquert werden konnten und welches die möglichen Vormarsch- und Rückzugslinien nicht nur für seine eigene, sondern auch für die Armeen des Gegners sein würden. Er beabsichtigte, die Bedrohung Frankreichs ein für alle Mal zu beseitigen, indem er die Österreicher aus Italien vertrieb.

Eine Waffe in diesem Kampf würde die entstehende italienische Nationalbewegung sein, die in den Österreichern Unterdrücker sah. Viele dieser Nationalisten lebten in Nizza im Exil, und Bonaparte setzte sich mit ihnen zusammen. Er hielt nicht viel von ihnen und hatte überhaupt von Italienern keine hohe Meinung, aber er beschloss, 150 von ihnen unter dem Kommando von Filippo Buonarrotti mitzunehmen. Am 31. März gab er eine Proklamation an das Volk von Piemont heraus, in der er ihm ankündigte, dass die französische Nation es in Kürze befreien werde.¹⁰

Tags darauf setzten sich seine Divisionen in Marsch. Am 4. April errichtete er in Albenga sein Hauptquartier, wo ihn die Nachricht vom Tod seines Freundes Chauvet in Genua erreichte. Jean-Pierre Collot war schockiert angesichts der offenbaren Gleichgültigkeit, mit der er sie entgegennahm; er wies ihn lediglich an, dass er übernehmen solle. Hier und bei anderen, ähnlichen Gelegenheiten präsentierte er sich mit einer ruhigen, fast verletzenden Selbstbeherrschung, hinter der er seine auf-

gewühlten Gefühle verbarg, die aber in seinen Briefen, besonders in denen an Joséphine, durchbrechen. «Nicht ein einziger Tag ist vergangen, an dem ich Dir nicht geschrieben habe, nicht eine Nacht ist vergangen, in der ich Dich nicht in meine Arme drückte; ich habe nicht eine Tasse Tee getrunken, ohne meinen Drang nach Ruhm und den Ehrgeiz zu verfluchen, der mich vom inneren Sinn meines Lebens so fernhält», hatte er ihr aus Nizza geschrieben und sich beklagt, dass ihre Briefe rar und kalt seien und nur sie, ganz anders als seine Soldaten, ihm ihr Vertrauen vorenthalte und so zugleich «die Freude und Qual seines Lebens bleibe.¹¹

Ihr schüttete er seine Verzweiflung über Chauvets Tod aus. «Was ist die Zukunft? Was die Vergangenheit? Was sind wir?», fragte er und fügte hinzu: «Welches magische Fluidum umgibt uns und verbirgt uns Dinge, die wir gerade am nötigsten wissen sollten!» Aber jetzt war nicht die Zeit, über den Sinn des Lebens zu grübeln; er durfte nur an die Armee denken. Zwei Tage darauf war sein Ton wieder feuriger, als er ihr schrieb, wie glühend er sie begehre, und ihr einen Kuss – an einen Punkt ihres Körpers «unter dem Herzen, viel, viel weiter darunter» – zusandte.¹²

Am 9. April verlegte Bonaparte seine Truppen nach Savona, wo seine drei Korps Stellung bezogen: Masséna zur Rechten, Augereau in der Mitte und Sérurier auf der linken Seite. Aber es waren die Österreicher, die als erste zuschlugen. Beaulieu hatte einen an der Küste operierenden französischen Spähtrupp versehentlich für die Vorhut eines französischen Angriffs auf Genua gehalten und in der Annahme, dass nun die gesamte französische Armee folgen würde, beschlossen, ihm über Montenotte und Monte Legino in die Flanke zu fallen. Mit seinem Angriff auf die vermeintliche französische Flanke lief er geradewegs auf die zum Angriff rüstenden Einheiten bei Monte Legino zu.¹³

Bonaparte hatte in dem Zwischenraum, wo die Alpen endeten und die Appenninen begannen, zuschlagen wollen, dort, wo die Sarden und ihre österreichischen Verbündeten zusammentrafen. Während Sérurier die sardischen Truppen frontal niederhalten und Augereau ihre Flanke umgehen würde, sollte Masséna in die Lücke zwischen den beiden Armeen vorstoßen. Bonaparte rechnete darauf, dass die Sarden, wenn er einen Keil zwischen beide treiben und sie auseinanderzwingen würde, aufgrund strategischer Notwendigkeiten gezwungen wären, sich nord-

wärts in ihre Basis Turin zurückzuziehen, und die Österreicher in ihren Stützpunkt Mailand. Auf diese Weise könnte er sie einzeln schlagen. Seine Studien hatten ihn zu der Überzeugung geführt, dass es die überlegenen Mannschaftsstärken waren, mit denen Schlachten gewonnen wurden, und dass sich die Kriegskunst auf ein einziges Prinzip reduzieren ließe, nämlich an einem bestimmten Punkt größere Mengen von Soldaten einzusetzen.¹⁴

Als sie in dieser Nacht vor sintflutartigen Regenfällen Schutz suchten, um ihren Angriff am nächsten Morgen wieder aufzunehmen, wussten die Österreicher in Monte Legino nicht, dass Bonaparte, der die Lage rasch erfasst hatte, Masséna Order gegeben hatte, nach rechts zu schwenken und nach einem nächtlichen Gewaltmarsch bei Montenotte in ihrem Rücken aufzutauchen. «Alles spricht dafür, dass der heutige und morgige Tag in die Geschichte eingehen werden», schrieb Berthier an Masséna, zusammen mit den jüngsten Instruktionen.¹⁵

Als der österreichische Kommandeur am folgenden Morgen zum Angriff blasen wollte, offenbarte der sich hebende Nebel, dass an seiner Flanke und Nachhut Massénas Divisionen aufmarschierten. Da er sich von zwei Seiten gleichzeitig angegriffen sah, befahl er den Rückzug, der rasch zu einer schrecklichen Niederlage wurde. Es war kaum mehr als ein Scharmützel gewesen, bei dem die österreichische Zahl der Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen etwa 2700, auf französischer Seite nicht mehr als 100 betrug, aber Bonaparte verlieh ihm den Status einer regelrechten Schlacht. In seinem überschwenglichen Bericht an das Direktorium behauptete er, die österreichische Hauptmacht unter Beaulieu persönlich sei beteiligt gewesen, dass diese 4000 Mann und «mehrere» Standarten verloren habe (in Wahrheit war nur eine erobert worden), und er bauschte das ganze Ereignis zu monumentalen Dimensionen auf. Sein Tagesbefehl an die Truppen, in dem er ihre ruhmreichen Heldentaten pries, folgte derselben Tonart. Es war der erste Pinselstrich an einem Gemälde, das zu einem Meisterwerk der Verlogenheit werden sollte.¹⁶

Beaulieu hatte den Tag in meilenweiter Entfernung verbracht, als er schwer lädiert am Straßenrand saß, während seine Eskorte sich abmühte, die Kutsche zu reparieren, die ihn zu Boden geschleudert hatte. Er hatte seinen Fehler zu spät erkannt und kostbare Zeit verloren, die wieder aufzuholen Bonaparte ihm nicht gestatten würde. Er drängte

Augereau, dessen Männer größtenteils noch ohne Stiefel marschierten, und viele ohne Musketen, sich mit seinem Angriff auf Millesimo zu beeilen; Masséna sollte die Österreicher bei Dego heftiger in ihrem Rücken bedrängen. Sobald Augereau seine Aufgabe bei Millesimo erfüllt haben würde, sollte er nach links schwenken und die sardische Frontlinie von der Seite her aufrollen.

Bonaparte musste den Schwung ausnutzen, um keinem seiner Gegner Zeit zu geben, sich neu zu formieren und zurückzuschlagen; gelänge ihnen dieses, würde er auf zwei Seiten unter Beschuss geraten. Aus diesem Grund reagierte er heftig auf jede sich zeigende Störung. Nachdem Augereau die Sarden bei Millesimo aus der Bahn geworfen hatte, verschanzte sich ein Trupp von etwa 1000 Mann unter General Giovanni di Provera in einer alten Festung bei Cossèria. Da er wusste, dass ihnen kein größerer Vorrat an Lebensmitteln und Wasser zur Verfügung stand, als das, was sie bei sich führten, beabsichtigte Augereau, ein paar hundert Mann zurückzulassen, die sie festhalten und dann die unvermeidliche Kapitulation entgegennehmen könnten, während er selbst der zurückweichenden sardischen Hauptmacht nachsetzte. Bonaparte aber bestand darauf, dass er Cossèria erstürmte. In dem darauf folgenden Angriff wurden die Franzosen von sardischen Scharfschützen dezimiert, die sie von den Zinnen aus beschossen. Provera bot an, sich geordnet zu ergeben, aber Bonaparte versuchte, ihn zu einer bedingungslosen Kapitulation zu zwingen, indem er drohte, keine Gefangenen zu machen, und er befahl Augereau, erneut anzugreifen. Diese Attacke erwies sich als ebenso vergeblich wie die erste. Provera ergab sich dann am nächsten Morgen, nachdem er nicht mehr als 150 Soldaten verloren hatte, während sich die von Bonapartes Ungeduld verursachten französischen Verluste auf mindestens 600 Tote und möglicherweise ganze 1000 Verletzte beliefen. Immerhin besaß er den Anstand, seinen Fehler zuzugeben und sein Bedauern auszudrücken.¹⁷

Rechts von Augereau griff Masséna die Zitadelle von Dego an, wo sich im Verlauf der nächsten zwei Tage einige der erbittertsten Kämpfe abspielten und der Ort mehrmals den Besitzer wechselte. Nach dem letzten Angriff, den er selber führte, beförderte Bonaparte einen jungen *chef-de-bataillon* namens Lannes, dessen Schneid seine Aufmerksamkeit geweckt hatte.

Am 16. April erfuhr er, dass Beaulieu sich über die Straße nach Mailand auf Acqui zurückzog; seine Strategie war aufgegangen. Er befahl Masséna, sich nordwärts gegen die Sarden zu wenden. Collis schrumpfende Truppen zogen sich zurück, um Turin zu verteidigen. Sie kämpften verbissen und fügten den Franzosen schwere Verluste zu, mussten aber nach einer kurzen Abwehrschlacht am 21. April ihren Stützpunkt und ihre Magazine bei Mondovi aufgeben. An diesem Abend berief der König von Sardinien, Viktor Amadeus III., einen außerordentlichen Rat in Turin ein. Da Beaulieu ihm bedeutet hatte, dass er nicht in der Lage sei, ihm zur Hilfe zu kommen, schien weiterer Widerstand sinnlos zu sein; am Morgen des 23. April ersuchte Colli um einen Waffenstillstand.

Bonaparte erwiderte, dass ihm dazu die notwendigen Vollmachten fehlten, und setzte seinen Vormarsch fort. Als ihn die verzweifelten Sarden drängten, sich auf einen Waffenstillstand einzulassen, erwiderte er, dass er sich selbst in Gefahr brächte, würde er dies ohne Garantien tun; er könne nur dann unterzeichnen, wenn sie die Festungen Coni, Tortina und Alessandria übergeben. Um einem Versuch Beaulieus vorzubeugen, seinen sardischen Verbündeten beizustehen, rückte er rasch nach Cherasco und Alba vor, wo er piemontesische Revolutionäre ermutigte, eine «Republik» zu errichten, wodurch er dem König signalisierte, dass er ihn stürzen könnte, wenn es ihm beliebte. Er erhöhte den Druck, indem er zusätzliche Forderungen stellte, nämlich die Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich und die Versorgung seiner Armee mit allem, was sie benötigte. Diese ließ er am 27. April in Form eines Ultimatums überbringen.¹⁸

Die beiden Männer, die von der Gegenseite entsandt wurden, um die Verhandlungen zum Abschluss zu bringen und den Waffenstillstand zu unterzeichnen, waren der alte piemontesische Generalleutnant La Tour und Collis Stabschef Oberst Costa de Beauregard. Sie trafen Bonaparte spät in der Nacht des 27. in einem kaum bewachten Haus in Cherasco an. Er war überheblich und unnachgiebig und drohte jedesmal, wenn sie versuchten, seine Konditionen abzumildern, mit weiteren Angriffen. Um ein Uhr früh informierte er sie, dass seine Truppen den Befehl erhalten hätten, um zwei auf Turin vorzurücken. Aber nachdem er sie in dieser Weise zur Unterzeichnung des Waffenstillstands genötigt hatte, bot er ihnen einen Imbiss bestehend aus Brühe, kaltem Braten, Zwieback und einigen von Nonnen aus der Gegend gebackenen

Pasteten an und wurde gesprächig. Obwohl Beauregard von seinem Scharfsinn und seinen sichtbar breit gestreuten Interessen beeindruckt war, fand er ihn kalt, stolz und bitter, bar jeglicher zivilisierter Umgangsformen und jeglichen Anmut. Ihm fiel auch auf, dass er sehr müde wirkte und seine Augen rotgerändert waren. Als sie auseinander gingen, sagte er zu Bonaparte: «General, wie schade, dass man Sie nicht so gern haben kann, wie man Sie unweigerlich bewundern und schätzen muss!»¹⁹

Bonaparte sorgte sich um gewichtigere Dinge als die Zuneigung seiner Gegner. Er hatte die Grenzen der ihm gestellten Aufgabe und seiner Pflicht als Soldat überschritten. Er entschied hier eigenmächtig über französische Außenpolitik und stellte das Direktorium vor vollendete Tatsachen. Zwar handelte er in Absprache mit Kommissar Saliceti, der bei den Verhandlungen anwesend war, aber es bestand immer noch die Gefahr, dass er in Ungnade fallen und abberufen werden könnte. Da er von Anfang an beabsichtigte, auf eigene Faust zu handeln, hatte er mit dieser Eventualität gerechnet und seine Position abgesichert.

Bei der Behandlung der Soldaten unter seinem Kommando war es ihm von Beginn an darum gegangen, aus ihnen nicht nur effizientere Kämpfer, sondern sie zu *seinen* Männern zu machen. Sein erstes Ziel hatte er erreicht, indem er ihnen Siege bescherte: Nichts baut die Selbstachtung eines Soldaten so sehr auf wie der Erfolg. Ihnen war klar, dass dieser Erfolg hauptsächlich seinem Talent zu verdanken war, er aber vermittelte ihnen das Gefühl, dass alles von ihnen abgegangen hatte. Er hatte die Fähigkeit entwickelt, die Männer als seinesgleichen anzusprechen. Sein außergewöhnliches Gedächtnis ermöglichte es ihm, sich ihre Namen, ihre Einheiten, woher sie kamen, wie alt sie waren, ihre persönliche Geschichte und vor allem ihre militärischen Leistungen zu merken. Er konnte wie ein alter Kamerad auf einen Mann zugehen und sich nach irgendeinem privaten Problem erkundigen oder ihm zu einer früheren Heldentat gratulieren. Er scheute sich nicht, Offiziere vor den Soldaten zurechtzuweisen und ihnen zu zeigen, dass er ihr Freund war.

Anfangs hatte er sich zurückgehalten, sie zu streng zu behandeln, und diesen Männern, die schon so lange nach Essen, Bequemlichkeiten und dem Kampf schmachteten, erlaubt, ihren Urtrieben zu folgen. Sie fielen über das Land her, durch das sie marschierten, und als er Cherasco erreicht hatte, musste er sich eingestehen, dass ihm die «Greuel»,

die sie begingen, Angst machten. «Der Soldat ohne Brot überlässt sich Exzessen der Wut, bei denen man sich schämen muss, Mensch zu sein», schrieb er in seinem Bericht vom 24. April. Inzwischen hatten sie Gelegenheit gehabt, ihre Bäuche zu füllen und, was ihnen an Stiefeln und Kleidung fehlte, österreichischen und sardischen Gefallenen oder Gefangenen vom Leib zu ziehen. Nachdem er seinen Vormarsch beendet und sardische Vorratslager erbeutet hatte, konnte er seine Soldaten allmählich zügeln. «Die Plünderungen sind nicht mehr ganz so weit verbreitet», berichtete er dem Direktorium am 26. April. «Der urgewaltige Durst einer Armee, der es an allem fehlte, wird jetzt gestillt.» Er ließ drei Männer erschießen und verurteilte sechs weitere zu Schwerstarbeit, dann ließ er noch einige andere erschießen, die eine Kirche ausgeraubt hatten. «Es bereitet mir viel Kummer, und ich habe einige schwere Augenblicke durchgemacht», gestand er.²⁰

Während er die Disziplin anzog, bemühte er sich, dem Selbstwertgefühl der Soldaten zu schmeicheln, etwa mit substanzlosen Bemerkungen wie: «Mit zwanzigtausend Mann wie diesen könnte man Europa erobern!» In seinen Proklamationen an die Armee lobte er ihre militärischen Taten in den höchsten Tönen. In der vom 26. April zählte er die Treffen auf, an denen sie beteiligt gewesen waren, als seien es großartige Schlachten, übertrieb die Zahl der getöteten und verwundeten Gegner, der gekaperten Kanonen und Fahnen, und sagte ihnen, sie seien heroische Eroberer und Befreier, die eines Tages voller Stolz auf die glorreiche Geschichte zurückblicken könnten, die sie mitgestaltet hatten. Indem er sich auf Hannibal bezog, als sie die Alpenpässe überwandten, bestärkte er sie in ihrem Gefühl, Geschichte zu schreiben.²¹

Eine Mischung aus wachsendem Selbstvertrauen und dem Wunsch, sich sein Lob zu verdienen, trug zu ihrem Eifer bei, sich seiner Erwartungen würdig zu erweisen. «Ich kann kaum ausdrücken, welch ein Ausmaß an Euphorie und Stolz unsere Arme zu ihren großartigen, sich wiederholenden und zügigen Siegen beflügelte, und welch edles Kräfte-messen alle Ränge inspirierte», notierte Collot. «Sie wetteiferten miteinander, wer als erster eine Redoute erreichen, wer als erster eine Batterie stürmen, wer als erster einen Fluss überqueren würde, um die größte Hingabe und Kühnheit zu zeigen.»²²

Bonapartes Meldungen ans Direktorium waren nicht minder überzogen. Er verfasste dramatische Beschreibungen von jedem Gefecht

und übertrieb die Hindernisse und die Mühen, mit denen diese überwunden wurden; er ging großzügig mit Zahlen und Fakten um und schilderte individuelle Großtaten unter Zuhilfenahme der melodramatischen Klischees republikanischen Heldentums. Zugleich betonte er seinen Mangel an Ausrüstung und beschuldigte seine Vorgesetzten in Paris, ihm weder Geschütze noch ausgebildete Artillerieoffiziere und Ingenieure geschickt zu haben. Carnot gegenüber drückte er seine «Verzweiflung, ich möchte fast sagen, meinen Zorn» darüber aus, dass er nicht über das Werkzeug für die ihm gestellte Aufgabe verfüge.²³

Das Direktorium, das um jeden Preis die Früchte des Erfolgs ernten wollte, verkündete lauthals die Siege der französischen Waffen und veröffentlichte Auszüge aus Bonapartes Berichten. Dessen Name war bald im ganzen Land bekannt und wurde unterschwellig mit Heldentum, Genie und Sieg gleichgesetzt. Am 25. April schickte Bonaparte Joseph und Junot mit den einundzwanzig bisher eroberten Standarten nach Paris, wohl wissend, dass sie auf ihrem Weg durch Frankreich und bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt Aufsehen erregen würden. «Die Begeisterung der Bevölkerung zu schildern, würde schwerfallen», bestätigte Joseph. Nachdem Bonaparte den Waffenstillstand von Cherasco unterschrieben hatte, schickte er Murat mit der Urkunde und weiteren Standarten hinterher. Was immer sie von ihm und seinem Handeln hielten, die Mitglieder des Direktoriums sonnten sich bereitwillig in seinem Ruhm und mussten sich dreinschicken, ihn als Nationalhelden zu bejubeln.²⁴

Murat wurde mit einer zusätzlichen Mission betraut – Joséphine zu holen. Von dem Augenblick an, als Bonaparte Paris verließ, hatte er unablässig an sie gedacht und sich nach ihrer Gegenwart gesehnt, und nichts konnte sie aus seinem Gedenken vertreiben. Er verstand nicht, warum sie nicht öfter schrieb, warum ihre Briefe oft halbherzig klangen und sie nicht zu ihm eilte. Er schrieb ihr jeden Tag, mitunter mehrmals, sogar nach anstrengenden Märschen und erbitterten Gefechten. Er dachte immer nur an sie. Nach Dego wurde ihm eine schöne junge Frau gebracht, die mit einem österreichischen Offizier gefangengenommen worden war, aber er verzichtete auf die Gelegenheit und schickte sie wieder weg.²⁵

Als er Joseph nach Paris entsandte, betraute er ihn auch mit einem Brief für Joséphine, die dieser noch nie gesehen hatte. Sie würde ihn

bestimmt mögen, schrieb er. «Die Natur hat ihn mit einem sanften, ausgeglichenen und durch und durch guten Charakter ausgestattet; er ist voll guter Eigenschaften», versicherte er ihr. Er wollte, dass sie den nach Italien zurückfahrenden Junot begleite. «Du musst mit ihm kommen, verstehst Du?», schrieb er und drängte sie, aus der Lektüre des *Ossian* Inspiration und Kraft zu schöpfen. «Fliege zu mir, komm, komm!» Er hatte auch an Barras geschrieben, den er bat, sie zu der Reise zu bewegen. Aus Cherasco versicherte er ihr am Tag nach dem Waffenstillstand, keine Frau sei je «mit mehr Hingabe, Feuer und Zärtlichkeit geliebt» worden, und seine Liebe würde mit jedem neuen Tag wachsen. Es sei ihm unerklärlich, wie es geschehen konnte, dass sie ihm so viel bedeute. Eine Kutsche, Silberbesteck und Porzellan stehe für sie bereit, sie brauche daher nur noch eine Kammerjungfer und einen Koch mitzubringen.²⁶

Joséphine hatte keineswegs die Absicht, Paris mit seinen Geselligkeiten und Theatern und all den vielen geliebten Freunden und Freundinnen zu verlassen. Sie hatte sich außerdem vor kurzem mit Hippolyte Charles eingelassen, einem schmucken Husarenoffizier, guten Liebhaber und jovialen Begleiter, der sie bei Laune hielt. Bonaparte hatte begonnen, etwas in dieser Art zu vermuten, aber ihn nahmen jetzt drängendere Angelegenheiten in Anspruch.

Ägypten

Bonaparte war fest entschlossen, Kairo so rasch wie möglich zu erreichen, und er entschied sich für die direkte Route. Wie sich herausstellte, war das ein Fehler. Die Wüste, die sie durchquerten und die der italienischen Landschaft so unähnlich war, wirkte sich sofort entmutigend auf die Truppen aus. Sie waren auf die Hitze schlecht vorbereitet und hatten keine Zuteilung von Wasserflaschen erhalten. Die erste Zisterne, zu der sie kamen, war mit Steinen aufgefüllt, und wo immer sie auf Wasser stießen, war es so brackig, dass selbst die Pferde sich weigerten, es zu trinken. «Wir marschierten am Tage unter einem Himmel und über Sand, die im gleichen Maße brannten, ohne Schutz und ohne Wasser, unseren Durst zu löschen», schrieb Eugène de Beauharnais. Die gleißende Sonne und der grelle Sand ließen einige erblinden, während sich andere in den Wahnsinn getrieben wähnten, wenn sie eine Fata Morgana sahen, ein Wunder, auf das niemand sie vorbereitet hatte. Die kalten Wüstennächte brachten wenig Linderung, weil ihre armseiligen Vorräte am ersten Tag erschöpft waren und die umherstreifenden berittenen Mameluken sie am Fouragieren und Schlafen hinderten.¹

Manche starben am Hitzschlag, andere an Erschöpfung, viele begingen Selbstmord. Ein Soldat schlitzte sich vor Bonapartes Augen die Kehle auf und rief: «Das ist dein Werk!» Dieser Krieg war anders als alle, die sie je durchgemacht hatten. Wer es nicht schaffte, mit den Marschkolonnen Schritt zu halten, wurde von Gruppen Berittener umzingelt, die nur darauf lauerten, auf ihn zu schießen oder ihm Schlimmeres anzutun. Bonaparte hatte seinen Männern eine Ansprache gehalten und sie vorgewarnt, dass «die Völker, auf die wir treffen werden, Frauen anders behandeln als wir; trotzdem ist, wer vergewaltigt, in jedem Land ein Monster.» Aber auf einen anderen örtlichen Brauch waren weder er noch seine Männer gefasst.²

Er hatte einige seiner Leute gegen Lösegeld freibekommen können, die kurz nach der Landung von Mameluken gefangengenommen waren, und sie erzählten, wie man einige ihrer Kameraden geköpft hatte, während sie selber von ihren Entführern verprügelt und geschändet worden waren. Die Nachricht löste Bestürzung aus, als sie sich in den Reihen verbreitete. Selbst noch, nachdem sie die Stadt besetzt hatten, waren Soldaten, die sich allein auf den Straßen von Rosetta aufhielten, überfallen und «gezwungen worden, diese schockierende Ungeheuerlichkeit über sich ergehen zu lassen», wie einer seiner Frau nach Frankreich schrieb. In einem Brief an seinen Bruder Joseph äußerte Louis Bonaparte aufgrund solcher Begebenheiten die Ansicht, Rousseau habe in seinem Glauben, der Mensch sei von Natur edel geboren und werde nur durch die Zivilisation verdorben, schrecklich geirrt.³

Dabei war, vergewaltigt zu werden, die geringste der Gefahren, die denen drohten, die in Feindeshand fielen. Die Beduinen, Mameluken und aufständischen Fellachen folterten und mordeten regelmäßig ihre Gefangenen. Erschwerend kam hinzu, dass der Unterschied zwischen Zivilisten und Kämpfern kaum zu merken war, weil viele Einwohner zu Kriegeren wurden, sobald der Bedarf bestand. Es gab kaum etwas, das einen regulären europäischen Soldaten mehr irritierte als die Möglichkeit, dass sich jeder «Zivilist» plötzlich in einen Kämpfer verwandeln könnte.⁴

Drei Tage danach erreichten sie Damanhur, wo sie Wasser fanden, und eilten weiter nach Rahmaniya, wo sie der Anblick des Nils erfreute. Die Männer sprangen ins Wasser und stopften sich mit Wassermelonen voll, aber selbst das hob die Moral nicht wesentlich; die Disziplin war fast vollständig zusammengebrochen, und die Männer ließen ihre Erbitterung an den Dörfern aus, durch die sie hindurchkamen. Bonapartes hochtrabende Appelle, in denen er ihnen versicherte, ihre Mühen seien für «die Zivilisation und den Welthandel von unschätzbarem Wert», und Parolen wie «Das Schicksal ist auf unserer Seite!» klangen hohl. Am 12. Juli ließ er die Armee vor sich aufziehen und versprach, sie werde bald wieder auf dem Rückweg nach Frankreich sein, um dann gegen England zu marschieren. Drei Tage später erfuhr er, dass eine seiner Divisionen kurz davor stand, zu meutern. «Mut auf dem Schlachtfeld allein macht noch keinen guten Soldaten», ermahnte er die Männer, «er muss auch den Mut haben, Anstrengungen und Entbehrungen auszu-



halten.» Einige zeigten sich dieser Herausforderung tatsächlich gewachsen und «wollten sich den Römern ebenbürtig erweisen», wie ein Offizier der Infanterie es ausdrückte, aber sie waren in der Minderheit, und die meisten warfen Bonaparte mangelnde Weitsicht vor.⁵

«Das Leben vieler tapferer Männer, die verdursteten, Selbstmord begingen oder während dieser furchtbaren Märsche ermordet wurden, hätte bewahrt und das grausame Leiden der Armee vermieden werden können», notierte Sergeant Vigo-Roussillon. «Es hätte nichts weiter bedurft, als jeden Soldaten mit einem kleinen Kanister auszurüsten, in dem er hätte Wasser mitnehmen können. Der kommandierende General, der wusste, in welches Land er uns führen würde, ist für diese Nachlässigkeit verantwortlich.» Man hatte ihnen etwas altbackenes Hartbrot zugeteilt, und davon zu wenig. Am 17. Juni mischte sich Bonaparte bei Wardan unter seine Soldaten, hörte sich ihre Beschwerden an und versprach, dass sie in Kairo in wenigen Tagen Fleisch und Trinkbares vorfinden würden. Sie blieben skeptisch und verdrossen. Von einigen schlug ihm regelrecht Aufsässigkeit entgegen.⁶

Seine Generäle zeigten kaum mehr Respekt. Berthier, Lannes und selbst der wackere Davout beklagten sich bitterlich, und General Dumas (der Vater des Schriftstellers) kritisierte Bonaparte so heftig, dass dieser ihm vorwarf, eine Meuterei anzuzetteln, und drohte, ihn erschießen zu lassen. Murat war positiver gestimmt. Obgleich ihm bei der Einnahme von Alexandria der Unterkiefer durchschossen worden war, hatte ihn die Kugel, die unterhalb des einen Ohrs eingedrungen und unter dem anderen wieder ausgetreten war, nicht entstellt. Seine üppi-gen dunklen Locken würden die Narben bald verdecken, und triumphierend schrieb er an seinen Freund daheim, er solle den Schönheiten von Paris mitteilen, dass «Murat, der vielleicht nicht mehr im selben Maße gutaussehend ist, sich in der Liebe jedoch nicht weniger tapfer zeigen wird». Er war die Ausnahme, und in der ganzen Armee machte sich Verzagtheit breit, besonders unter den Offizieren, die den angeblich heroischen Charakter ihres Unternehmens nicht mit der erbärmlichen Wirklichkeit in Einklang bringen konnten.⁷

Der erste Zusammenstoß mit einer Mamelukeneinheit ereignete sich am 13. Juli bei Shubra Khit. Es war nicht mehr als ein Scharmützel, bei dem Reiter angaloppierten, um ihre Karabiner und Pistolen abzuschießen und eine Gelegenheit zu suchen, sich einen Weg in die französischen

Reihen zu hauen. Sie stellten keine echte Gefahr dar, aber das ließ sie nicht weniger furchterregend erscheinen. Der französische Vormarsch vollzog sich in Karrees mit Artillerie an jeder Ecke, aber obgleich dies effektiv war, erforderte es enorme Anstrengungen. «Jede Bodenunebenheit zieht sie in die Länge oder drückt sie zusammen, die Artillerie behindert sie, die Wagen versperren ihnen den Weg», beschrieb Sułkowski das Vorrücken im Karree. «Sobald die Soldaten müde sind, lassen sie sich zurückfallen oder drängen sich aneinander, stoßen sich gegenseitig und eine entsetzliche Menge Staub auf engstem Raum, in dem keine Luft zirkulieren kann, blendet und erstickt sie.» Einer dieser Märsche dauerte ohne Pause achtzehn Stunden.⁸

Als das ausgestanden war, trafen sie am 21. Juli auf die Hauptarmee der Mameluken unter dem Oberbefehl von Murad Bey, einem der beiden Herrscher Ägyptens. In der Ferne sah man Kairo und am anderen Flussufer die Pyramiden von Gizeh. Dies veranlasste Bonaparte, seine Männer mit einer mitreißenden Ansprache über vierzig Jahrhunderte Geschichte anzuspornen, die von der Spitze der Pyramiden auf sie hinabschauten. Was seine Truppen aber noch stärker beeindruckte als irgendein Sermon über die Antike, den ohnehin nur wenige von ihnen verstanden haben dürften, war das grandiose Spektakel, das sich vor ihnen entfaltete, als die Kavallerie der Mameluken heranpreschte. «In der Pracht ihrer Gewänder und Waffen spiegelten sich die Strahlen der Sonne und blendeten unsere Augen», erinnerte sich Hauptmann Moiret. Die Franzosen waren fasziniert von den Reitkünsten und dem militärischen Geschick, und obwohl all dies aus einer anderen Epoche stammte und zum Scheitern verurteilt war, sobald die Mameluken es mit Salven aus ihren Musketen zu tun bekämen, erwies es sich als außerordentlich effektiv, als es ihnen gelang, eine Bresche in den Feind zu schlagen und mit ihren Krumschwertern Arme und Köpfe abzusäbeln. Der Ausgang stand nie in Zweifel. Die Franzosen hielten ihre Karrees und überwältigten die osmanischen Fußsoldaten, von denen viele getötet wurden oder beim Versuch, zu fliehen, im Nil ertranken. Die Mameluken hinterließen ein mit Leichen übersätes Feld, vierzig Kanonen und ihr Lager mitsamt dem Tross, den Pferden und Kamelen. Nach der Schlacht verwandelte es sich in einen Marktplatz, als die Soldaten begannen, mit ihrer Beute zu handeln.⁹

Am nächsten Tag, dem 22. Juli, übergab eine Abordnung aus Kairo die Stadt, und zwei Tage später zog Bonaparte im Triumph dort ein. Er

bezog das Haus eines Bey der Mameluken, belegte den ersten Stock und quartierte seinen Stab unten ein. Das Haus hatte einen Garten mit Bäumen und Springbrunnen, wo er umherspazierte, während er seinem Stab und den Verwaltern Anweisungen erteilte. Was er von Ägypten gesehen hatte, entzückte ihn, und er war überzeugt, dass das Land, wenn man es ein wenig organisierte und vernünftig entwickelte, gedeihen könnte. «Die Republik kann keine für sie besser geeignete Kolonie, deren Boden fruchtbarer wäre, finden», schrieb er an diesem Abend an das Direktorium. «Das Klima ist sehr gesund, weil die Nächte frisch sind.» Aber just im Augenblick seines Triumphs traf ihn ein herber persönlicher Schlag.¹⁰

Als er sich in Toulon von Joséphine verabschiedet hatte, war ihre Beziehung zärtlich wie eh und je. Bonaparte schrieb ihr oft, kündigte an, dass er sie nach Ägypten holen würde, sobald die Lage sicher sei, und auch sie hatte die feste Absicht, zu fahren. Bis es soweit wäre, begab sie sich ins Thermalbad nach Plombières, von wo aus sie Barras schrieb und ihn um Nachricht von Bonaparte bat. «Ich bin so traurig, von ihm getrennt zu sein, dass mich eine Melancholie befallen hat, die ich nicht überwinden kann», schrieb sie. «Darum beschleunige ich die mir verschriebene Kur, so dass ich in der Lage sein werde, rasch aufzubrechen und mich Bonaparte anzuschließen, den ich trotz seiner kleinen Fehler sehr liebe.» Sie hatte vor, in Begleitung von Marmonts Frau zu reisen, aber Anfang Juli brach ein Balkon, auf dem sie zusammen mit anderen stand, unter ihnen zusammen, und dabei wurde sie so schwer verletzt, dass eine baldige Abreise ausgeschlossen war.¹¹

»Meine häuslichen Sorgen sind sehr, sehr groß, denn der Schleier wurde vollends gelüftet«, schrieb Bonaparte am Tag nach seinem Einzug in Kairo an Joseph. Bisher hatte Joséphine sich jedesmal, wenn er von ihren Seitensprüngen hörte, mit Lügen herauswinden können und ihn spüren lassen, wie unwürdig er sei, wenn er dem Glauben schenkte, was sie als gehässigen Klatsch abtat. Aber an seinem ersten Abend in Kairo präsentierten ihm Junot, Berthier und sein Adjutant Thomas Julien unwiderlegliche Beweise. Er schüttete sein kummervolles und ent-rüstetes Herz vor seinem Stiefsohn Eugène aus. Joseph vertraute er an, dass er nach Frankreich zurückkehren und sich vor den Menschen verkriechen wolle. Er bat ihn, irgendwo in der tiefsten Provinz ein Haus für ihn zu suchen. «Ich bin der Menschheit überdrüssig», schrieb er.

«Ich brauche Einsamkeit und Abgeschiedenheit; die Herrlichkeit schadete mir; alles Gefühl ist verdorrt. Der Ruhm verlor für mich schon im Alter von neunundzwanzig Jahren seinen Glanz; ich bin gänzlich verbraucht. Mir bleibt nichts weiter zu tun, als ganz und gar Egoist zu werden!»¹²

Für eine innere Einkehr hatte er indes wenig Zeit. Murad Bey mochte besiegt sein, aber sein Mitstreiter Ibrahim lauerte mit anderen Truppen in der Nähe. Bonaparte marschierte am 9. August von Kairo los. Es gelang ihm lediglich, Ibrahim's Nachhut einzuholen, die er in einer sich lange hinziehenden Reiterschlacht bei Salayeh besiegte, aber nachdem er die Mameluken in die Wüste zurückgedrängt hatte, wandte er sich zurück nach Kairo. Auf dem Weg dorthin erhielt er am 14. August eine Meldung, die alles veränderte.

Um 14:45 Uhr am 1. August 1798 hatte eins von Nelsons Schiffen, die HMS *Zealous*, Brueys' Flotte erspäht, die in der Bucht von Abukir ankerte, und im Morgengrauen des nächsten Tages existierte sie nicht mehr. Nur zwei Linienschiffen und zwei Fregatten gelang es zu entkommen. Der Rest wurde versenkt oder gekapert, und die *L'Orient*, mit Admiral Brueys an Bord, explodierte. Bonaparte nahm die Nachricht gelassen entgegen. Er erklärte, dass sie sich der neuen Lage stellen und «dieselbe Größe wie die Helden der Antike beweisen» müssten, und begann sich Gedanken über die Folgen zu machen. Es war klar, dass er auf absehbare Zeit nicht nach Frankreich würde zurückkehren können.¹³

Er beeilte sich, die Schuld auf Brueys zu schieben, den er angewiesen hatte, seine Schiffe in den Hafen von Alexandria zu führen oder aber nach Korfu zu segeln. Brueys hatte sich gegen ersteres entschieden, da er fürchtete, in der seichten Hafeneinfahrt auf Grund zu laufen, und die Abfahrt so lange hinausgeschoben, bis er sicher sein konnte, dass Bonaparte nicht evakuiert werden musste. Der Adjutant, der Bonapartes eindeutigen Befehl, die Bucht von Abukir zu verlassen, hätte überbringen sollen, war nie bei ihm eingetroffen, da er unterwegs getötet worden war, aber er wäre ohnehin zu spät gekommen. Brueys' Unentschlossenheit war teilweise Folge einer in seinem Geschwader herrschenden allgemeinen Mutlosigkeit und seines mangelnden Vertrauens in seine Mannschaften und den Zustand seiner Schiffe. Er hatte sie unklug postiert und zugelassen, dass die Briten sich zwischen ihn und die Küste schieben konnten, was bedeutete, dass er Breitseiten aus bei-

den Seiten bekam; die Verantwortung für die Katastrophe musste also bei ihm liegen. Nachdem sich Bonaparte vorsichtshalber von ihm distanziert hatte, schrieb er aber dessen Witwe einen bewegenden Brief, in dem er ihn als Helden pries.¹⁴

Bonaparte war entschlossen, das Unternehmen trotz des Marinedesasters Früchte tragen zu lassen. Oberste Priorität hatte für ihn die Gesundheit seiner Truppen. Er errichtete vier Lazarette in Kairo und jeweils eins in Alexandria, Rosetta und Damietta. Er stellte alle von den Franzosen kontrollierten Häfen unter Quarantäne und leitete Maßnahmen zur schleunigen Bestattung der Toten ein, sowie zur Straßenreinigung und Müllbeseitigung. Seinen obersten Militärarzt René Desgenettes ließ er die Ursachen der Ruhr und Augenentzündungen untersuchen, die seine Truppen befallen hatten. Er gab Anweisung, sie mit locker sitzenden Uniformen auszustatten, die sich für das Klima besser eigneten – blaue Baumwolljacken ohne Kragenspiegel und Rockschöße, und eine Schaffellmütze mit einer Wollbommel in unterschiedlichen Farben, an denen man die einzelnen Einheiten erkennen konnte.¹⁵

Er beauftragte François Bernoyer, der für die Uniformen zuständig war, eine neue Bekleidung für die medizinischen Mitarbeiter zu entwerfen, und schlug dafür die Farbe Braun vor, auf der Blutflecken nicht zu erkennen wären. Bernoyer wurde darüber hinaus damit betraut, eine Uniform für das neue Korps der auf Kamelen berittenen *guides* zu entwerfen. Das Ergebnis war die übliche französische Militärkappe mit roten Straußenfedern und einem Schirm zum Schutz vor der Sonne, eine grüne Weste im «griechischen» Stil mit «ungarischer» Goldstickerei, ein «türkischer» Gürtel, purpurrote Hosen «à la mamelouk», «römische» Pantoffeln, ein scharlachroter, «polnischer» Rock mit Goldbordüre und ein grüner Umhang. Bonaparte war begeistert von dem Entwurf, und zu Bernoyers Überraschung ließ er es ihn sogar wissen. «Wenn man etwas für ihn tut, zeigt er normalerweise nicht die kleinste Zustimmung, geschweige denn Freude», erklärte er. «Darin erinnert er an die Haltung von Kindern, die anscheinend immer noch mehr haben wollen.»¹⁶

Bonaparte setzte eine neue Verwaltung ein, ließ Münzen prägen, installierte ein neues vermögensbasiertes Steuersystem, führte Straßenbeleuchtung ein und ordnete die Schaffung eines Liegenschaftskatasters an. Zu den Vorzügen der europäischen Zivilisation, die er der neuen Kolonie bescherte, gehörte die Einführung von Windmühlen, die die

steinernen Handmühlen ersetzen sollten, neuer Getreidesorten und die Produktion von so gut wie allem, was die von Frankreich abgeschnittene Armee jetzt brauchte, vom Schießpulver bis zu Textilien.

Am 22. August gründete er das Institut in Kairo, und die Gelehrten wurden beauftragt, sich an die dringendsten praktischen Aufgaben zu machen. «Manche erkunden, wie man Bier ohne Hopfen brauen kann, andere suchen eine einfache Methode zur Klärung des Nilwassers, wieder andere sind damit beschäftigt, Öfen zu bauen; hier versucht man, eine Gesetzgebung für das Land auszuarbeiten, dort, windgetriebene Maschinen zum Transport von Wasser zu konstruieren, etc. etc.», schrieb der Zoologe Geoffroy Saint-Hilaire an seinen Vater. Andere Gebiete, die erforscht wurden, waren die Sexualorgane von Krokodilen, die Dattelpalme, Magie, Tanz, die wahre Farbe des Meeres, Prostitution, der Strauß, Sand und Dünenbildung. Eine Gruppe, hauptsächlich Archäologen und Künstler, wurde zusammen mit General Desaix losgeschickt, der am 25. August die Verfolgung von Murad Bey aufnahm und nilaufwärts marschierte. Sein Befehl lautete, ihn zu besiegen und den Lauf des Nils so weit wie möglich nach Süden hin zu kartieren. Er sollte Theben besetzen, das die Archäologen zu erkunden hatten, auch den Hafen von Qusair am Roten Meer, und den Nil entlang ein Netz von Festungen errichten. Wohin die Franzosen auch gingen, es sollte alles, antike Ruinen ebenso wie geographische und physikalische Phänomene, aufgezeichnet und untersucht werden.¹⁷

Bonaparte lebte seinen Traum. Von frühester Kindheit an hatte er sich leidenschaftlich für den Fortschritt interessiert, wie er und seine Generation ihn sahen, und einen bemerkenswerten Hang zum Organisieren gezeigt. Er herrschte jetzt de facto über ein riesiges rückständiges Land, mit einer selbstauferlegten Mission, es zu zivilisieren, und durfte seinem ureigenen Instinkt, Recht und Ordnung zu schaffen, freien Lauf lassen. «Ich war nie wieder so frei wie in Ägypten», sagte er später. Es ging ihm nicht darum, westliche Normen willkürlich einzuführen; ihm schwebte eine Verschmelzung vor, er traute sich zu, Ägypten zu organisieren und seine Einwohner zu zivilisieren, ohne deren Empfindlichkeiten zu verletzen. Er hielt Mohammed, vor allem aufgrund seiner Lektüre von Voltaires Stück, für eine Art weisen Tyrann, und meinte zu verstehen, wie dessen Anhänger auf Autorität reagierten. Er träumte davon, wie er es später formulierte, einen neuen Koran zu schreiben.¹⁸

Die Verwaltungsorgane, die er schuf, gestaltete er nach dem traditionellen Vorbild der Ulema und Diwane. Beamte standen unter französischer Aufsicht, die häufig von örtlichen Kopten vertreten wurde, und sie mussten amtliche Kokarden und Schärpen in den Farben der Trikolore tragen, durften aber ihre Verwaltungsaufgaben in gewohnter Weise handhaben. Er meinte, nach und nach europäische Maßstäbe und Praktiken einführen zu können, sobald er erst einmal ihr Vertrauen gewonnen hätte. Sie nannten ihn «Sultan Kebir», großer Sultan, was ihm schmeichelte und ihn glauben ließ, dass sie auf seine Neuerungen ansprachen. Er buhlte mit großen Gesten um ihre Gunst, beispielsweise, indem er die muslimischen Galeerensklaven öffentlich befreite, die er in Malta vorgefunden hatte, oder indem er versprach, die Karawanen zu unterstützen, die Pilger auf ihrer Hadsch nach Mekka mit sich führten. Am 18. August leitete er die jährliche Zeremonie zum Öffnen der Deiche. Von Scheichen umringt, verteilte er Münzen an das Volk, während die Kanäle geflutet wurden, die das umgebende Land bewässerten. Am 23. August, dem Fest des Propheten, machte er dem Diwan von Kairo seine Aufwartung und nahm am Abend an einem Bankett teil, auf dem alle Franzosen ostentativ ihren Respekt vor dem islamischen Glauben bekundeten; hinterher machten sie sich über ihre Scharade lustig. Nicht so Bonaparte; er war überzeugt, dass er die Einheimischen für sich eingenommen hatte.¹⁹

Zum Jahrestag der Gründung der französischen Republik am 22. September veranstaltete Bonaparte Festlichkeiten, die seine Treue zum französischen Staat unterstreichen, die Stimmung seiner Truppen heben und die Bevölkerung beeindrucken sollten. Ein Amphitheater wurde errichtet, mit zwei die Republik symbolisierenden Säulen in der Mitte, einem Triumphbogen zur Erinnerung an den Sieg in der Schlacht bei den Pyramiden, einem Obelisken zum Gedenken an die Gefallenen, und dergleichen. Neben der roten phrygischen Mütze war ein Turban zu sehen. Alle Truppen in Kairo waren anwesend und in Paradeformation aufgezogen; sie lauschten Bonaparte, der ihre Ruhmestaten der letzten fünf Jahre vortrug und ihnen versicherte, dass eine glorreiche Zukunft vor ihnen läge: Sie würden unsterblich sein im Tod oder als Helden heimkehren. Er schloss mit dem Ruf: «Vive la République!», der normalerweise leidenschaftlichen Jubel auslöste, jetzt aber den dicht gedrängten Reihen kaum ein Gemurmel entlockte.

Sie waren nicht in Feierstimmung. «Die Armee zeigte sich diesem Fest gegenüber vollkommen gleichgültig», entsann sich Hauptmann Pelleport, «sie hegten einen Groll an diesem Tag, wie so oft nach dem Verlust des Geschwaders.» Auf die Parade folgte ein Bankett, das den lokalen Würdenträgern und den Soldaten mehr zu gefallen schien als das offizielle Programm. Sportwettbewerbe und Pferderennen wurden veranstaltet, und der Tag ging mit einem Feuerwerk und Illuminationen zu Ende.²⁰

Als sich die Nachricht von der Zerstörung der Flotte verbreitete, hatten viele Bonaparte verflucht, dem man Waghalsigkeit und Ehrgeiz vorwarf. Einige seiner Generäle machten ihrer Kritik Luft, aber die Sinnlosigkeit solcher Reden und die Tatsache, dass mit einer baldigen Rückkehr nach Frankreich nicht zu rechnen war, führte dazu, dass sie sich bald wieder darauf konzentrierten, das Beste aus ihrer Lage zu machen. Anstelle von Paris würde eben Kairo erhalten müssen. Viele fanden schöne Häuser mit Gärten und genossen den exotischen Komfort, den sie boten.

In der Stadt lebten einige Europäer, hauptsächlich Händler der einen oder anderen Art, die rasch die Gelegenheiten beim Schopf packten, die sich ihnen durch den Zustrom von heimwehkranken Franzosen boten. Sie eröffneten Läden, Kaffeehäuser, türkische Bäder und ähnliche Einrichtungen. Offiziere und Mannschaften trotteten auf Eseln durch die Stadt, lungerten in den Cafés herum und erfreuten sich an Wasserpfeifen und Kaffee; und sie unternahmen Ausflüge, besonders, um sich die Pyramiden und andere antike Bauwerke anzusehen. Französischer Ideenreichtum wurde eingesetzt, um Annehmlichkeiten aller Art bereitzustellen. Man veranstaltete Bälle und baute ein Theater, in dem aufgrund eines Mangels an Frauen, die bereit gewesen wären, zu schauspielern, junge Männer die weiblichen Rollen übernehmen mussten.²¹

All das konnte jedoch nicht das unterschwellige Heimweh vertreiben. «Welche Anstrengungen auch unternommen wurden, für das Wohlbefinden der Truppen zu sorgen und das Bemühen, sich gegenseitig zu übertrumpfen, bei den Offizieren lebendig zu halten, so werden doch die meisten von Erinnerungen an Frankreich gequält, die Offiziere noch viel mehr als die Männer, und die Generäle und Stabsoffiziere noch viel mehr als die Linienoffiziere», vermerkte Oberstleutnant Théviotte. «Die Leute sprechen nur miteinander, um sich gegenseitig

ihr Leid darüber zu klagen, dass sie Frankreich verlassen haben, und ihr Begehren zu äußern, wieder dorthin zurückzukehren. Unter dem Frauenmangel leiden sie am meisten.»²²